

zu schaffen, an welchem das Vieh herübergezogen werden konnte, was überraschend schnell vor sich ging, so daß das gesammte Vieh in einem Tage auf das andere Ufer herübergeschafft war.

Am 16. kamen 112 Männer und Frauen mit ihren Kindern ins Lager, die früher bei Kondoa gerannt und nun aus Uhege geflohen waren, um uns zu folgen und sich wieder in Kondoa anzusiedeln. Diese Leute sind nachher in Kilosja entlassen worden.

Unter Zuhilfenahme der regenfreien Mondscheynächte wurden die Kivungaleute, Weiber und Gefangene, das Detachement Ulangu, sämtliche entbehrlichen Reitthiere und Lasten, das noch übriggebliebene Vieh, zwei Züge der 6. Kompagnie unter Lieutenant Roedel und ein Moximgeschütz nach und nach auf das linke Ufer geschafft und konnte diese Abtheilung bereits am 18. nach Kilosja vorausgeschickt werden.

Am 19. war auch der Rest des Detachements nach eifrigsten angestrengten Arbeiten auf das andere Ufer übergesetzt und traf an demselben Tage die lange erwartete Verpflegung aus Kilosja ein, die leider nur aus acht Sadt Reis bestand, so daß die Leute täglich nur einen Tassenlopf voll Reis bekommen konnten. Zwei Sadt Reis waren vom Detachement Link, sieben vom Detachement Roedel entnommen worden.

Am 20. wurde der Morich nach Kilosja angetreten über Maroro, Mbuluma (erstes Lager), das Nubehohobogebirge — Nimbosfluß (zweites Lager), Mangatua, Mshaha (drittes Lager), wo das Detachement mit der Abtheilung Roedel zusammentraf.

Am 23. vormittags traf das Detachement in Kilosja ein mit etwa 350 befreiten Sklaven und aus Uhege geflohenen Kondoa-Leuten, 90 gefangenen Wahehe und dem uns noch gebliebenen Vieh — 540 Stück Großvieh.

Während des Ueberziehens über den Nuaha-Mpangali haben sich die dort und am Lufosse wohnenden Wajagara alle ordentliche Mühe gegeben und Tag und Nacht unverdrossen gearbeitet, um uns zu helfen. Daß die Wahehe ihnen das nicht ungestraft hingehen lassen würden, sahen sie selbst ein und haben sich gleich nach unserem Abmarsch in die Berge verzogen.

Daß die Wahehe während unseres Marsches nicht ein einziges Mal versucht haben, das ihnen genommene Eigentum an Weibern und Vieh zurückzuerlangen, beweist meiner Ansicht nach den furchtbaren und niederdrückenden Eindruck des Falles von Kuiranga und des misslungenen Ueberfalles auf die Hauptkolonne; außerdem wird der Abfall der von ihnen früher unterworfenen Stämme das seine dazu beitragen, ihre Macht und ihr Prestige für lange Zeit, vielleicht für immer, zu vermindern.

## Kamerun.

### Militärische Besetzung von Buëa.

Nach dem am 7. Februar 1893 mit dem Stamm der im Kamerungebirge ansässigen Buealeute\*) zu Stande gekommenen Friedensschluß schien sich die Aussicht auf die Herstellung von Ruhe und Frieden in diesem Theile des Schutzgebietes Kamerun zu eröffnen. Der Gouverneur v. Zimmerer, welcher kurze Zeit darauf einen mehrtägigen Aufenthalt unter dem Stamm nahm,\*\*) hatte Gelegenheit, sich von dem wilden Charakter dieser Gebirgsbewohner zu überzeugen; immerhin schien die Hoffnung nicht ausgeschlossen zu sein, mit Ruhe und Geschick in Frieden mit ihnen auszukommen. Nicht lange nachher verschlechterten sich jedoch die Verhältnisse wieder zusehends, indem der Häuptling Kuba seinen im Friedensvertrage übernommenen Verpflichtungen nicht nachkam, vielmehr seine frühere Schreckensherrschaft in weitem Umkreise von Buëa wieder aufrichtete. Anlässlich vielfacher Unregelmäßigkeiten und Gewaltthaten beschloß deshalb der Gouverneur v. Zimmerer, dem Kuba gegenüber ernstere Seiten aufzuziehen, erforderlichenfalls von der ihm zur Verfügung stehenden militärischen Macht Gebrauch zu machen.

Vor Beginn der bezüglichen Aktion hatte der Gouverneur dem Kuba, welcher sich lange verweigern ließ, in einem vom Polizeimeister Feil in Victoria geleiteten Palaver verschiedene Fragen vorlegen lassen, deren Beantwortung charakteristisch für den Standpunkt Kubas ist.

Er erklärte z. B., er würde die Errichtung einer Gesundheitsstation in Buëa nur unter der Bedingung gestatten, daß der Verkauf von Zündhütchen freigegeben würde.

Ueber Errichtung von Plantagen äußerte er sich dahin, daß er sie gestatten würde unter der Bedingung, daß die Weißen im Dorje Buëa selbst wohnen, d. h. als Gefangene.

Zum Gerichtstag nach Victoria zu kommen, lehnten die Buealeute rundweg ab. Dies ist um so bemerkenswerther, als Kuba sich in alle Palaver, selbst der Küstenbevölkerung, einmischte und von jedem getödteten oder verletzten Manne behauptete, es sei ein naher Verwandter von ihm. Die ewigen Streitigkeiten von Bota und Boando konnten wegen Kubas nie zu Ende kommen und die von ihm angedrohte Zerstörung von Mbinga am Nimbobreef war nur durch das persönliche Erscheinen des Alissifors v. Zalkwedel verhindert worden, denn direct gegen die Weißen Gewalt zu brauchen, scheute sich Kuba bisher doch. Angesichts dieser Thatfachen wies der Gouverneur den Schutztruppenkommandeur an, in Buëa eine militärische Station anzulegen.

Der Letztere, Rittmeister v. Stetten, wurde zu diesem Zwecke sammt der Schutztruppe durch den

\*) Vergl. Deutsches Kolonialblatt 1893, S. 231.

\*\*) Jahrgang 1893, Seite 288.

Gouvernementsdampfer „Nachtigal“ nach Victoria befördert und brach am 21. Dezember 1894, morgens 6 Uhr, mit 7 Weibern, 190 Soldaten und 64 Trägern nach Buša auf.

In Usumbi, dem letzten Wasserplatz vor Buša, wurde in der Nacht vom 21. zum 22. ein Lager bezogen.

Am 22. morgens 6 Uhr setzte die Truppe ihren Marsch fort und erchien gegen 10 Uhr völlig überraschend vor den alten Befestigungen, welche die Bušaleute eben erst begonnen hatten anzubessern.

Den ausdauernden Soldaten setzten diese, obwohl sie die Truppe mit Waffen und Kriegsgeräth empfangen, wenig Widerstand entgegen und zogen sich zuerst gegen Unter-Buša zurück. Der erste Schuß fiel von feindlicher Seite und zwar gegen den Polizeimeister Pfeil.

Demnächst legte sich die Schutztruppe zwischen dem alten Missionsgebiete und dem Bache fest, auf einem Platze, welcher sich bei freier Uebersicht sowie breiter Ausdehnung, verbunden mit geringer Steigung, vorzüglich zur Anlage einer Negierungskanzel eignet.

Während Mittefeist v. Stetten beschäftigt ist, hier eine provisorische Station zu errichten, wird der Krieg durch tägliches Entsenden starker Trupps euergetisch fortgesetzt. Buša, der sich zur Zeit in Ebunda, eine halbe Stunde von Unter-Buša entfernt, befind, verweigerte seine Unterwerfung und hatte Leute nach Monongo geschickt, um dort Zinzhütten zu kaufen. Die Verluste der Bušaleute bezifferten sich auf 12 Tode, während die Schutztruppe nur 2 Verwundete hatte.

Wenn auch durch die rasche Einnahme des ganzen weit ausgedehnten Platzes Buša eine gute Basis für die weitere Aktion geschaffen ist, dürfte sich der Krieg angesichts der schwierigen Terrainverhältnisse doch noch einige Wochen hinziehen, bevor die völlige Unterwerfung der Bušaleute erreicht werden wird.

Von Errichtung einer Zwischenstation ist vorläufig abgesehen, da die Truppe zu einer eventuell größeren Unternehmung in Buša vereinigt bleiben soll. Da zahlreiches Vieh erbeutet und in den meisten Farmen nicht eingearbeitet ist, ist die Truppe noch im Stande, sich vollkommen selbst zu erhalten.

Die Soldaten haben sich ausnahmslos schneidig und fündig im Busch bewiesen.

Infolge der völligen Unterwerfung Bušas und des Eindruckes, welchen die Züchtigung dieses gefährdeten Stammes in weiter Umgebung hervorgerufen wird, werden die Sidergeitsverhältnisse im Kamerungebirge in Wäld nichts mehr zu wünschen übrig lassen. Der Plan der Baseler Mission, in Buša eine Gesundheitsstation zu errichten, wird sich jetzt ohne Gefahr ausführen lassen. Auch ist nun eins der Haupthindernisse, welche der Ausdehnung des Plantagenbaues im Hinterlande von Victoria entgegenstanden, beseitigt, und es ist zu hoffen, daß die militärische Aktion reichliche Früchte auch für die wirtschaftliche Hebung des Schutzgebietes zeitigen wird.

## Bericht des Rittmeisters v. Stetten über seinen Marsch von Salinga nach Nola.

(Fortsetzung.)

Am Morgen des 8. April war Alles frühzeitig auf den Beinen und in kürzester Zeit war die Expedition vor meinem Hause versammelt, gewärtig meines Zeichens zum Aufbruch der Lasten. Im Allgemeinen mochte wohl Jeder, mit Ausnahme von Cornelius, froh sein, fortzukommen, denn für das Wohlbehagen des Regens war hier nur ein Faktor gegeben, die Mühe, während der zweite, das Essen, zeitweise sehr mangelte, denn wenn auch die Einwohner uns stets gerne Lebensmittel verkauft hätten, fanden sie doch zu sehr unter dem Einfluß ihres despotischen Hauptlings, als daß sie gezwang haben würden, seinen Befehl zu mißachten, wenn er, um mich gefügig zu machen, ihnen verbot, meinen Leuten Essen zu verkaufen.

Der Abschied von Lioma war kurz und laß. Von den mir versprochenen zehn Führern waren nur vier Mann zur Stelle und auch diese sind in den nächsten Tagen davongelaufen, wohl mit Wissen oder auf Befehl des Hauptlings, der hoffen mochte, uns auf diese Weise wieder nach Ngila zurück zu bekommen. Der Weg von Ngila bis Nola führt durch welliges Parkland, oft unterbrochen durchumpfige Niederungen, umfäumt von zahlreichen Weinpalmten. Die Delpalme hat uns gänzlich aufgehört, was überhaupt der Anbau hier im Allgemeinen sehr spärlich ist. Lediglich um die sporadisch auftretenden Dörfer gruppieren sich einzelne Farmorte. Mag auch der mit spärlicher Humusschicht bedeckte Lateritboden an und für sich wenig produktionsfähig sein, so haben vor Allen Kriege und Säbenjagden diese Gegenden entvölkert und erst in neuerer Zeit beginnen die Einwohner wieder, einen Theil der brachliegenden Strecken urbar zu machen. Die Verpflanzung war deshalb auch mangelhaft, und es schien, als ob der Ngilahauptling auch seinen am Wege wohnenden Unterthanen verboten hätte, etwas an uns zu verkaufen, denn speziell in den ersten Tagen, also noch in der Nähe Ngilas, hatten wir die größte Mühe, Lebensmittel zu beschaffen. Der Marsch ging auf der Karawanenstraße, meist der Morgenstunden Route, weiter. Wie bedeutend der Handel in Ngila ist, bewiesen die zahlreichen, theilweise großen uns be gegnenden Hauskarawanen, welche uns freundlich ihr „Barä, jann bature“ (Sei gegrüßt, gemach, Weiber) boten und uns mit — allerdings mit Vorzicht aufzunehmenden — Nachrichten aus dem Norden versorgten. Diese Karawanen übernachteten sich niemals in den Dörfern, sondern auf allen großen Handelsrouten findet man von Zeit zu Zeit eine Anzahl primitiver runder Unteramtsstätten — ein Jango —, welche, meist in geschützter Lage und in der Nähe eines Wassers liegend, auch als Lagerplatz für Expeditionen vorzuziehen sind, vorausgesetzt, daß sie nicht, allzu weit von einem Wohnplatz entfernt, die Verpflanzung erschweren.



Am 10. April erreichten wir das letzte größere Ngiladort Kufuni. Dasselbe liegt reizend angelehnt an zwei sich steil aus der Ebene erhebende kahle Basaltkegel. Hier mochen sich mohammedanischer Einfluß und Kultur bedeutend bemerkbar. Der Chef, ein würdiger alter Herr, gleich eher einem Zullahhüuptlinge als einem Wutés und schien auf sein Abhängigkeitsverhältniß zu Ngila sehr leicht aufzusagen.

Steil bergauf ging es am nächsten Tage in beschwerlichem, langem Marsche unter vollendungsartigem Gewitterregen dem 1000 m hoch liegenden Jotó zu, dem südlichsten Grenzorte des Tibatireiches.

Die große Ortschaft steht unter einem Zullahscheit, ist jedoch von mehr Hanfjas als Zullahs bewohnt. Die eingeborene Bevölkerung ist ein den Wutés verwandter Stamm, der von hier bis in die Gegend von Sanjerni sitzt. Die Bauart der Häuser ist ganz dieselbe, wie ich sie in ganz Adamana gefunden habe, selten stehen einzelne Häuser für sich, sondern der einer Familie gehörige Komplex ist eingefriedigt, und den Eingang in denselben bildet eine runde gedeckte Halle, welche zugleich als Versammlungsort für die Männer dient. Hier fand ich auch den ersten Markt, doch war derselbe nicht sehr bedeutend. Zimmerhü war es mir insofern sehr angenehm, als ich dadurch in die Lage kam, Stoffe für Karzinischeln umtauschen zu können, um mit diesen meine Leute täglich auszukzahlen, so daß dieselben in der Lage waren, sich ihre Lageration selbst zu beschaffen. Auch weiße Perlen wurden statt der Karzis in Zahlung genommen, und ich konnte hier meine seit dem Aufenthalt in Ngila bedenklich geschwundenen Stoffvorräthe wieder schonen.

Jotó hat auch einen ziemlich großen gedeckten Betplatz, auf welchem ich zahlreiche Gläubige ihre Gebete verrichten sah und wojelbst an jedem Freitag ein mohammedanischer Priester den Gottesdienst abhält.

Am nächsten Morgen hatte ich ein lauges Palaver mit dem freundlichen Chef, der uns in seiner Nähe schöne Hütten angewiesen hatte. Er machte meine längst gehegten Befürchtungen wahr, indem er mir mittheilte, er dürze nicht dulden, daß ich das Gebiet von Tibati passire, ohne vorher den Herrscher in Sanjerni begrüßt zu haben. Ich mußte Voten dorthin senden und bis zu deren Rückkehr hier bleiben. Wohl oder übel mußte ich mich in das Unvermeidliche schiden, und es war mir eigentlich auch nur deshalb unangenehm, weil ich vorausjah, daß mich dieser Aufenthalt wieder einen großen Theil meiner Vorräthe kosten würde. Uebrigens könnte es für das Schutzgebiet nur von großem Nutzen sein, wenn wieder einmal eine Expedition zu dem so sehr gerühmten Lamido von Tibati kommen würde. Ich jaudte also drei Voten nach Sanjerni, ließ den Lamido begrüßen und ihn bitten, mir zu gestatten, daß ich möglichst bald zu ihm komme.

Der Aufenthalt in dem hochgelegenen Jotó, mit dessen gutmüthigem Chef und gästlichen Bewohnern wir im schönsten Einvernehmen lebten, würde ein Lichtpunkt in der ganzen Expedition gewesen sein, hätten wir hier nicht den Expeditionsmeister Gillswald, der schon in Ngila an Dysenterie erkrankt war, am 17. April durch den Tod verloren. Segensreiche Pflanze und alle Mittel, welche wir gegen die tödtliche Krankheit anwandten, waren vergebens.

In die Zeit meines Aufenthaltes in Jotó fielen auch große mohammedanische Feiertage, welche hier äußerst festlich begangen wurden. Der Haupttag war der 18. April, das ganze Fest mag mit Vor- und Nachfeier sechs Tage gedauert haben. Als Festgeschenk sandte der Chef Essen und Bier und ließ Alles zur Theilnahme an sämtlichen Festlichkeiten einladen. Diese wurden eingeleitet durch Schieß- und durch den monotonen Gesang mit Trommelbegleitung, der nun Tag und Nacht keine Minute verstumte. Am Haupttage war großer Gottesdienst am Betplatze, bei welchem auch meine mohammedanischen Leute anwesend waren. Vor Allem aber wurden an jedem Tage Spiele aufgeführt. Diese sind dem Charakter der Zullahs entsprechend fast ausschließlich kriegerisch und würden einen herrlichen Vorwurf zu einem Ballet abgeben. Die Tanzenden gruppirten sich in zwei Abtheilungen. Die eine Partei war mit Bewehren, die andere mit Speer, Pfeil und Schild bewaffnet. Am begannen zuerst Einzelne im Tanzschritt zu avanciren und gedeckt hinter dem Schilde den Pfeil- und Speerwurf anzudeuten, während die Bewehrträger den Schuß markirten; allmählich theilgeligten sich Mehrere, bis zuletzt beide Abtheilungen aufeinander eindrangten. Doch geschah dies Alles in größter Ordnung stets unter Begleitung der Musikinstrumente im Takte. Die Pauken wurden durch Bettlaufen der Weiber angefüllt.

Das Einzige, worin uns Jotó keine Abwechslung bot, war das Essen für uns Europäer. Auf der rauhen Hochfläche gedeiht außer Durra und Korn wenig, und auch in der Fleischkost waren wir fast stets auf das Huhn angewiesen.

Am 20. April endlich kamen meine Voten zurück mit drei Zählern, welche uns der Tibatihüuptling gesandt hatte, damit sie uns möglichst rasch zu ihm bringen sollten. Am nächsten Morgen brach die Expedition nach dem Sanjerni auf. Der Marsch führte auf etwa 1500 m Höhe durch fast kahles Hügeland; selten an einer Rodung oder Farm vorüber. Zu Jakun, dem einzigen größeren Orte, verließ ich die Morgenside Route und nahm, die Rynaberge südlich umgehend, einen bedeutend näheren Weg. Je mehr wir uns dem Kriegslager näherten, um so öfter trafen wir neuangelegte Farmen an, welche die dort angehäuften Menschennaffen zu versorgen hatten. Dagegen habe ich nach Jakun keine Wiederlassungen der Ureinwohner des Landes mehr gefunden. Diese den Domesé, einem den Wutés



verwandten Stamme, angehörig, wurden durch jahrelange Kämpfe verdrängt oder in die Sklaverei geführt, und das früher wohlbebaute Land ist zur Wüstenei geworden.

Am Abend des 28. April schlugen wir in einem engen Gebirgskessel, in malerischer Lage am Fuße der Nuaberge Lager auf. Meine Leute mochten allerdings für die Schönheit der sie umgebenden Natur wenig empfänglich sein, denn nun schließen wir schon die dritte Nacht im Busch und seit Yakun hatten wir keine Lebensmittel mehr kaufen können. Deshalb traf auch der graue Morgen die Expedition schon vollkommen marschbereit, sollte doch dieser Tag uns zu dem großen Lamido von Tibati bringen. Je weiter wir marschirten, um so mehr machte sich die Nähe eines großen Ortes fühlbar. Bald passirten wir große, weit ausgebreitete Felder mit Mais-, Durra-, und Kaffadafeldern, und in den Umzäunungen weidete zahlreiches Rindvieh — das indanische Bueftriend.

Solch verlockender Anblick belebte die Geister meiner entnuthigten Leute, und gegen Mittag machten wir Halt auf einem Hügel, dem gegenüber ein endlos scheinendes Häusermeer sich ausbreitete — Sanjerni Tibati. Nachdem ich die üblichen Begrüßungsrituale hatte abgeben lassen, wollte ich, da sich schwere Gewitterwolken zeigten, sogleich weitermarschiren, doch meine Führer bedeuteten mir, daß dies nicht angängig sei, da wir von hier aus feierlich in die Stadt geleitet würden. Nach zwei Stunden langen Wartens entlud sich das Unwetter, und durch und durch naß, jedes mohammedanische Ceremoniel zum Kuckuck wünschend, ließ ich die Lasten aufnehmen und beschloß, auch ohne feierliche Einholung in Sanjerni einzuziehen.

Auf einem großen Plage am Eingange des Ortes erwartete uns eine unzählige Volksmenge, welche sich nun unter Schreien und dem Lärm der Trommeln, Eisenbeinhörner und Blechpfeifen gegen uns in Bewegung setzte. Voran an der Spitze 14 berittene Chefs, der Major-domus des Lamido Ngia, dem wir überwiegen waren, dann eine Anzahl Bewaffneter, meist mit Speer und Bogen, selten mit Gewehren, und dahinter das neugierige Volk. Die erste Begrüßung der Chefs bestand darin, daß jeder derselben einzeln mit Gefehrte und Speerschwingen in Karriere auf uns losritt und sein Pferd knapp einen Schritt vor uns parirte. Jedem gelang dieses Weiterkunftsstück nicht, und kamen einige Male Stoß und Heiter auf dem glatten Boden zu Falle, während einer den Premierlieutenant Häring buchstäblich überritt. Nun wurden wir zu der am höchsten Punkte des Platzes gelegenen Königsburg geführt, woselbst an der Eingangspforte seines Palaßes, umgeben von seinen Großen und einer vielköpfigen Schar, Amalamu unserer Barthe. Da er sich mit einem großen Turban und dem Sitam bedeckt hatte, war es mir damals nicht möglich, sein Gesicht zu sehen,

nur das konnte ich erkennen, daß seine Hautfarbe sehr hell, fast gelb war. Wie gebräuchlich, war die erste Begrüßung kurz und förmlich, und besah er Ngia, uns Hüften anzuweisen.

Sanjerni Tibati, das heißt Kriegslager von Tibati, liegt auf drei flachen Hüden, welche von einer Kuppe ausgehen, auf der sich die Alles überragende Königsburg befindet. Der Lamido, dessen Vater vorher die Unterwerfung der Wulés und Zomnés beendet hatte, liegt hier nun schon vier Jahre im Kriege gegen den Stamm der Mandiongolós, deren Hauptstadt Ngambé kaum 1 km von den äußersten Hütten des Sanjerni entfernt ist. Die ganze Gegend desselben ist die eines großen Zullahortes. Jede Familie hat für sich ihren eingezäunten Komplex, innerhalb dessen sich eine Anzahl Behühütten befindet, und in welchen jedes freie Stück Erde zum Anbau von Korn benutzt ist. Die Königsburg unterscheidet sich einzig dadurch von den Wohnplätzen der übrigen Großen, daß sie, von einem 5 bis 6 m hohen Flechtzaun umgeben, den Einblick vollständig verwehrt. Sanjerni ist eben momentan der Hauptort des Tibatireiches und dürfte etwa 10 000 Einwohner haben, da selbstverständlich die entsprechende Anzahl Weiber und Sklaven den Kriegern folgen mußte. Durch die Ansammlung so großer Menschenmassen ist der Ort auch momentan der Haupthandelsplatz des Reiches, und es halten sich zahlreiche Hausfas dortselbst auf, welche durch den Lamido gezwungen werden, ihren Weg nach Süden über Sanjerni zu nehmen. Infolgedessen ist hier auch ein bedeutender Markt. Der Marktplatz ist ziemlich groß und hat eine bedeutende Anzahl bedeckter Stände, in welchen die Hausfas alle möglichen Kleinigkeiten, als meist selbstgewebte Stoffe, Zullahmägen, Perlen und Armbänder sowie Lederjacken und Hausgeräthe feilbieten. Außerdem wird täglich geschlachtet, und ist das Fleisch in kleinen und großen Portionen hier zu kaufen, ebenso wie alle anderen Lebensmittel, als Mehl, Salz und vor Allem die so beliebten, aus Durrafa bereiteten und in Palmöl gebratenen Brote. Seit unserm Aufenthalt in Adamana konnten wir auch überall reinen, herrlich schmedenden Gebirgshonig bekommen, und derselbe war auch hier am Markte zu haben. Große Geschäfte in Loben, Pferden, Rindvieh und Eisenblei werden jedoch niemals auf dem Markte, sondern stets in den Häusern abgemacht. Das hier übliche Kleingeld ist die Kaurimuschel oder auch die weiße Perle, von welcher die runde fünf, die flache ein Kauri gilt. Die herrschende Klasse im Tibatireiche sind die Zullahs, welche sich jedoch im Unterchied zu den anderen Adamanastaaten hier in der Rinderzahl befinden; die Mehrzahl bilden die Kleinwohner des Landes, die Kapullas. Wenn auch die Zullahs diese als tief unter sich stehend betrachten und sie verächtlich Sklaven nennen, stützt sich der Lamido doch hauptsächlich auf sie und hat denselben auch die obersten Hofgarden eingeräumt, wie speziell das Amt des Galadimo, des Oberfeldherrn,

ein Nachkomme der alten Kapullahfürsten inne hat, während der erste Günstling des Lamido, Agia, ein Freigelassener ist. Die Zullahs bilden im Gegenstz hierzu gewissermaßen den Großadel und stehen ihnen fast feindselig gegenüber. Uns hatte man zu unserm Schaden den Kapullahs überwiesen, und dieses habgütige, heimtückische Gesindel hielt uns von den Zullahs möglichst fern, um uns lediglich für ihre Zwecke auszunutzen zu können. Sie sind es auch, welche den Lamido stets zu neuen Kriegszügen reizen, denn während die Zullahs lieber die Früchte ihrer früheren Eroberungen in Ruhe genießen möchten, hoffen diese Emporkömmlinge vor dem neuen Kriegserrungenschaften Nutzen zu ziehen. Vor Ngambe nun scheint dem Eroberungszuge allerdings ein Halt geboten zu sein. Denn während es den kriegerischen Horden anscheinend unschwer gelang, die unter sich uneinigen Heidenstämme südlich des Gebirges zu unterwerfen und selbst die mächtigen Wutefürsten in das Tributverhältnis zu zwingen, fanden sie bei den zu Tifar gehörigen Mandiongolos einen unerwarteten Widerstand. Vier Jahre liegt nun schon die ganze Macht des Tibatihäuptlings vor dem stark besetzten Ngambe, und deutet absolut keine Anzeichen darauf hin, daß die ihrer Kraft wohl bewußten Bewohner dieses Ortes zu Krenze kriegen werden. Der Krieg selbst wird in echt asirianischer Weise geführt. Er beschränkt sich auf beiden Seiten darauf, dem Gegner dann und wann in den Farmen beschäftigte Sklaven abzufangen, und bringen dann die Helden einige Köpfe nach Hause, so ist der Siegesjubel groß. Außerdem ziehen allwöchentlich einmal die tapferen Tibatitrieger in Haufen dicht an den, dem Zernern nächstgelegenen Teil der Befestigungen; das Kriegsgeschrei, Trommeln und Hörnerblasen und das gewaltige Schießen läßt den Unbetheiligten die größte Feldschlacht vermuten. Das Resultat ist dann im schlimmsten Falle ein Pfeilschuß oder Speerstück, den ein übereifrig sich exponirender Held auf seine Rückseite als Denkmahl erhalten hat. Im Allgemeinen hofft der Tibatihäuptling, die Gegner durch Hunger zu bezwingen, doch glaube ich nicht, daß ihm dies bei den enormen Hülfsmitteln derselben zu gelingen wird.

Amalamu selbst ist ein hochgewachsener Mann von ungefähr 26 Jahren mit einem Zullahstypus und auffallend hellem Gesicht. Er ist das Prototyp des verschlagenen Afrikaners; Habsucht und Grausamkeit sind seine Haupt Eigenschaften, welche, geschickt genährt durch seine Rathgeber, ihn zur verhassten und gefährlichsten Heißel von Süd-Namania gemacht haben. Daß er der Morgenschen Expedition so freundlich begegnete, hatte lediglich den Grund darin, daß er von dieser, die nur noch mit den pärtlichsten Mitteln versehen war, nicht viel für sich erwarten konnte und mit Recht hoffte, daß bei herzlichem Entgegenkommen ihn wieder Weige aufsuchen würden, denen gegenüber er seine kriegerische Maasle werde fallen lassen können. Mangels größeren Raubes

verschmäht er auch Geringes nicht; so läßt er einzelne Hausas, welche mit dem in Sanferni Erworbenen heimwärts ziehen wollen, durch seine Leute in Busche auflauern und berauben. Zu seinem Oberherrn in Yola steht er in einem äußerst gespannten Verhältnis. Es ist Sitte, daß alle Wadamafürsten beßens Erlangung ihrer Anerkennung nach Yola reisen, um dort vom Emir feierlich inthronisiert zu werden; Amalamu hat trotz vielfacher Mahnungen des Emirs diese Reise bisher unter Hinweis darauf, daß er sich im Kriege befinde, hinausgeschoben gewußt, wie sein Bestreben überhaupt dahin geht, sich vollständig unabhängig zu machen. Selbstverständlich ist der Emir von Yola sehr erbost über diesen ungesägten Basallen, und zu der Zeit, als ich Namania bereiste, hatte er verfügt, daß sämtliche vom Norden in das Tibativrieit führenden Handelsstraßen gesperrt würden und kein Kaufmann Waaren dahin bringen dürfe. Derartige Repressalien werden nun für den Lamido, der gegen seine Feinde alle Hände voll zu thun hat, sehr unangenehm, und verucht er dann, den Zorn seines Oberherrn durch anherordentliches Tribut, speziell an Sklaven, zu befänstigen. Da es nun fast nicht mehr möglich ist, aus den entwölkerten Gegenden des mittleren Wbam und des südlichen Namania die nöthige Anzahl zu erlangen, werden die Wutefürstlinge zu verfallenen Lieferungen aufgefordert, und deshalb ist es erklärlich, daß diese gezwungen sind, ihre Ranzyüge stets weit anzudehnen und blühende, von arbeitsamen Leuten bewohnte Landschaften in Wüsteneien zu verwandeln. Das war auch der Grund, warum ich es so sehr bedauerte, die Volingastation aufgeben zu müssen, deren vornehmlichste Aufgabe ich darin sehe, ein Bollwerk gegen die vordringenden Sklavenräuber zu sein.

Im Anstrage des Lamido wurden mir zwei Lchjen gebracht. Nun war alle Noth bei meinen Leuten vergriffen, und wir richteten uns in der Voraussicht, doch einige Wochen hier liegen bleiben zu müssen, vollkommen hänslich ein. Unsere Hütten waren am änsersten Nordwestende des Sanferni, kaum 1000 m von den Befestigungen von Ngambe entfernt, so daß wir mit freiem Auge die Wachen der Mandiongolos auf dem Walle erkennen konnten. In einem umzäunten Raume befanden sich die Hütten für Häring, mid, und die Zungen, ferner die Küche und das Wadgett; um diesen Platz gruppirten sich die Hütten der Leute, nur eine derselben war etwas abseits im Orte gelegen. Den nun glücklich zurückgelegten ersten Abschnitt der Expedition beschloßen Häring und ich durch ein opulentes Mahl zu feiern, dessen Menu ich anbei gebe: Bouillon, Rindfleisch mit Senf, gedünstete Leber mit Gierjalat, Beefsteak mit Gemüß, Honig, Kaffee. Als Getränk Durcharber, und zum Nachtisch wünschten wir uns bei einer Flasche Selt Wäid, die Hauptschwierigkeiten überwunden zu haben und nun bei uns freundlich gesinnten, gestifteten Wältern unserer Aufgabe weiter gerecht werden zu können. Leider sollte sich diese

Hoffnung als trügerisch erweisen. Indessen richtete ich die Geschenke für den Lamido her, um sie ihm abends zu überfenden. Zu Unbedacht dessen, daß mein Vorgänger ihm nur wenig geben konnte und dennoch so freundlich aufgenommen war, und in der Hoffnung, dadurch meinen Aufenthalt hier abkürzen zu können, habe ich diese Geschenke über Gebühr reich bemessen. Sie bestanden aus: 1 Smyrnatoppich, 1 Thieretoppich, 1 Schwert mit goldgesticktem Gehänge, 2 Dolche, 1 Robe mit Goldstickerei, 2 kleinen Seidentoppichen, 1 Stück Goldbroat, 1 Stück Seidenlammet, 1 Stück Seide, 3 Stück weißem Brot, 15 Stück rothem Taschentuchstoff, 1 silberne Kette, 3 Spielbosen, 6 Rasirmessern, diversen Schaud, Korallen, Perlen, Ringen und 150 Kolanißen. Abends überfandte ich ihm diese Gaben durch Cornelius, aber zu meiner nicht geringen Ueberraschung kamen dieselben in kürzester Zeit reifstür zurück. Der Lamido ließ mir sagen, er sei tief enttäuscht darüber, daß der Weise sein Wort so schlecht halte. Bei Abgang der letzten Expedition sei ihm versprochen worden, daß der nächste Weise, der ihn besuchen werde, ihm eine große Anzahl Gewehre und Patronen mitbringen würde. Cornelius, den ich ja bei mir hätte, habe ihm diese Botschaft selbst überbracht und müsse es ja wissen. Er liege hier im Kriege und habe keine Zeit, sich wie ein Weib mit eitlen Tadel zu schmiden. Das, was er benötige, seien Gewehre und viel Munition, um seine Feinde niederwerfen zu können.

Ich war während über diese schamlose Übertreibung, jedoch machtlos, etwas dagegen zu thun. Abmüßungslos war ich in die Falle gegangen und nun, rings von Feinden umgeben, mühte ich wohl oder übel den Geschenken einige Gewehre zulegen, um nicht hier vollkommen Schiffbruch zu erleiden. Meine ganze Wuth richtete sich aber nun gegen Cornelius, er hatte mich in diese Nothlage gebracht, denn nicht nur, daß er mir diese Abmachung verschwiegen, hatte er mich auch direct belogen, denn schon als ich mit dem Ngilshauptling seiner Zeit das erste Gewehrpalaver hatte, stug ich Cornelius, ob ich Derartigem auch in Sanserni zu befürchten hätte; ich würde dann unter keinen Umständen dorthin gehen. Cornelius aber antwortete mir, der Tibaltfürst sei so mächtig und reich, daß er es nicht nöthig hätte, sich Gewehre schenken zu lassen. Da mir der Mann nun nicht allein fast gar keine Dienste leistete, sondern mir nun auch noch Verlegenheiten bereitete, beschloß ich, mich von ihm zu trennen und ihn mit den noch übrigen von ihm angeworbenen Elminaleuten, welche auch höchst unzuverlässig waren, und mit den von Ngila herrührenden Esfenbeinlasten sowie den Koffern Stillwads über Yolo nach Kamerun zurückzuführen. Ich übergab ihm also sogleich Träger und Lasten und bot den Lamido, ihm bis Yolo einen Führer zu geben.

Dem verschlagenen Elminiamann schien diese Wen-

dung der Dinge sehr unangenehm zu sein, und da es ihm unter diesen Umständen wenig erwünscht schien, wieder nach Kamerun zu kommen, mochte er wohl hoffen, nach meinem Abgange von Sanserni auf dem ihm bekannten Wege Ibi zu erreichen und dort auf englischem Gebiete unter Mitnahme des Esfenbeins zu verschwinden. Von früher her mit den Verhältnissen vertraut, verband er sich mit den zu jeder Schandtbat bereiten Kapusallshojes und begann eine regelrechte Agitation gegen mich. In erster Linie erreichte er durch diese, daß ihm der Lamido keinen Führer stellte und so seinen Abgang hintanhalt, außerdem behrte er diesen, dem die Spaltung in meinem Lager sehr erwünscht kam, gegen mich auf, indem er ihm sagte, daß ich wohl den Auftrag hätte, ihn Gewehre und noch größere Geschenke zu überbringen, ich dieselben aber lebighlich aus Abneigung gegen ihn ihm vorenthalte. Sehr zu flatten kam Cornelius hierbei, daß ich ihm für den Weg bereits mehrere Flacons Cognac gegeben hatte. Anfangs wurde ich nämlich täglich von den Chefs um Schnaps angebettelt, doch hatte ich absolut keine Lust, auf diese Weise meinen Cognacvorrath zu vermindern. Cornelius benutzte nun auch diesen Umstand, gegen mich zu arbeiten, indem er seinen Cognac in verdünntem Zustande in kleinen Portionen an den Lamido und die einflussreichen Häuptlinge verabreichte und auch auf diese Weise gegen mich Stimmung machte.

Das Verhältniß wurde immer unhaltbarer, und außerdem schwanden meine Vorräthe ganz bedeutend. Während der ersten Tage meines Aufenthaltes wurde mir im Auftrage des Lamido durch die Weiber Ngias stets genügend Essen für die Leute gebracht, doch wurden diese Sendungen immer spärlicher, und bald hatten sie ganz aufgehört, so daß ich gezwungen war, diesen eine Tagesration auszufersetzen. Dabei waren aber die Preise für die Lebensmittel in Sanserni merklichswinglich hoch.

Während später in Tilar und ganz Damana, selbst Yola die Leute sich mit 30 ja 20 Kauris überreich Essen kaufen konnten, genügten hier die von mir gezahlten 50 Kauris kaum, um den Hunger zu stillen; andererseits war es mir nicht möglich, durch Verkauf von Stoffen auch nur annähernd dieselben Preise zu erzielen wie später, z. B. ein Stück Weißzeug, für welches ich in Benno 4000 bis 5000 Kauris erhalten hatte, galt hier kaum 2500. Auch der Unterhalt von uns Weibern war sehr kostspielig, z. B. galt ein Huhn 500 Kauris, und der tägliche Fleischbedarf kostete etwa 1000 Kauris. Verhältnißmäßig billig war anfangs das Vieh; dasselbe gehört ausschließlich dem Lamido, der es per Stück für zwei Sklaven von den Händlern kauft und auf dem Markte durch den Seriti u. Kasuo geschachtet im Kleinen verkauft wird. Für ein ganzes Kind zahlte ich anfangs ein Stück weißes Brot, später allerdings zwei und gegen Ende unseres Aufenthaltes sogar drei Stücke. Wollte ich deshalb nicht in für-

zester Zeit mit meinen Waaren zu Ende sein, mußte ich sobald als möglich von Sanjemi loskommen und ließ daher dem Häuptling mittheilen, daß ich fort müsse, und setzte den Tag des Abmarsches für alle Fälle auf den 12. Mai fest. Unter den wichtigsten Vorwänden versuchte man, mich anfangs zu halten; erst als Amalamu sah, daß er mich durch nichts mehr bestimmen könne, zu bleiben, warf er die freundschaftliche Mäze ab und ließ mir sagen, unter diesen Umständen würde er mir nicht gestatten, sein Reich zu passiren, sondern ich müsse nach Jolo zurückgehen. Darüber wollte ich mich mit ihm in keinen Disput einlassen. War auch der Weg über Tiboti nach Ngaundera mir nun verschlossen, so hoffte ich doch, allein die Straße nach Banjo zu finden und auch von hier aus mein Ziel zu erreichen, und erklärte mich auch deshalben ansehnend mit Allem einverstanden. Selbstverständlich mußte ich nun, um keinen Verdacht zu erregen, Cornelius mit seinen Leuten mit mir nehmen und bestimmte für jeden Fall den 15. Mai als Tag des Abmarsches. Als ich an diesem Morgen erwachte, um mich reisefertig zu machen, erschien Nua und theilte mir mit, daß während der Nacht acht der in der Hütte vorausgeschickt hatten, von den Eingeborenen gefangen worden seien; zugleich hätte aber der uns befreundete Seriki u Kajua zu ihm geschickt und uns warnen lassen, nicht den Weg nach Jolo einzuschlagen, da die Kapullahs' Leute in den Büsch vorausgeschickt hätten, um auf uns zu schießen. Diese und Cornelius hätten die ganze Nacht bewacht, und ich sollte Lepteren mißtrauen.

Mein Entschluß war rasch gefaßt. Ich konnte natürlich nicht weg, ohne vorher meine Leute zurückerkalten zu haben, und zugleich mußte ich mich aber Cornelius' versichern. Ich ließ also das Lager besetzen, Patrouillen gehen und ging mit Haring, um Cornelius und seine Leute zu entwaffnen. Als der schuldbehaftete Feigling mich mit dem Revolver in der Hand auf seine Hütte zukommen sah, entwich er und stellte sich unter den Schutz des Lamido. Ich verammelte nun die ganze Expedition in unserem Gehöfte und handte zum Häuptling und ließ meine Leute zurückverlangen. Als uns nun das feige Volk gefechtsbereit fand, verlegten sie sich auf Unterhandlungen. Der Lamido handte Ngia und ließ mir sagen, er bedauere das Vorkommniß unendlich, Alles sei gegen sein Wissen und Willen geschehen, und bis Mittag würden meine Träger, welche auf eine Farn gebracht worden seien, wieder bei mir sein; ich möchte Alles vergeffen, meinen Leuten wieder gestatten, den Markt zu besuchen, er wolle mir ja nun, wohin immer ich wünsche, Führer stellen. Trotz, diese peinliche Situation beenden zu können, habe ich zum ersten aber auch zum letzten Male den Worten eines Africaners Glauben geschenkt, und nun wurde gegen mich ein Anschlag ausgeführt, so heimtückisch und hinterlistig, wie ihn eben nur ein Schwarzer erfinden kann. Im Laufe des Tages wurden nämlich meine

sämmtlichen Dolmetscher und 28 Lagersleute, welche sich auf den Markt begeben wollten, von den Kapullahs in die Häuser gelockt und dort gefangen gesetzt. Daß Cornelius auch hierbei seine Hand im Spiele hatte, bewies der Umstand, daß allein der Yorubahedman, welcher des Englischen nicht mächtig war, mit dem ich mich also direct nicht verständigen konnte, nicht gefangen worden war, während sämtliche englisch sprechenden Leute fehlten. Nun war ich lahm gelegt.

Während wir nun berathschlugen, was wir angeichts der peinlichen Situation beginnen sollten, kam Nua zurück, der vom ersten Kapullahhäuptlinge gefangen worden, jedoch durch Vermittelung des alten Seriki u Kajua, welcher ebenso wie die Füllahs das Vorgehen der Kapullahs mißbilligte, befreit worden war. Durch ihn setzte ich mich mit den Füllahs, von denen uns unsere Feinde absichtlich ferngehalten hatten und welche aus Mangel über diese Vernachlässigung bisher eine reservirte Haltung uns gegenüber einnahmen, in Verbindung. Durch ihre Unterstützung, speziell durch diejenige des Yerina, des Bruders des Lamido, eines blutigen, eher einem Malayen als einem Neger gleichenden Füllah, gelang es mir, im Laufe von acht Tagen meine Leute zurück zu bekommen, und nun hatte ich wieder Boden unter den Füßen. Jetzt konnte das Gehpalaver wieder beginnen, das ich nun mit aller Rücksichtslosigkeit durchführte. Cornelius, dessen Anschlag gegen uns mißlungen war, schirte indeß unentwegt weiter. Er stellte dem Lamido vor, wie gefährlich es sei, uns weiterziehen zu lassen, denn nun würden wir um so sicherer zurückkommen, um Rache zu nehmen und ihn und sein Volk zu vernichten. Thatsächlich wurde auch einmal nachts ein Ueberfall geplant, der lediglich an unserer Wachsamkeit scheiterte. Da nun Amalamu einsehen mochte, daß er mich nicht mehr länger halten könne, theilte er mir mit, daß ich am 27. Mai gehen könne und er mir Führer mitgeben würde. Am Abend des 26. überbrachte mir sein Abgesandter drei kleine Eisenbeinhähne und einen elenden Klepper mit zerrissenem Sattel und Dedo als Abschiedsgeschenk und entbot mich zu ihm. Begleitet von Nua, ging ich zur Königsburg, während ich von unseren Hütten bis dahin eine Anzahl meiner Leute als Melaisposten aufgestellt hatte; es war wohl ein gewagter Schritt, mich nach all dem Vorgefallenen wehrlos in die Höhle des Löwen zu begeben. Aber ich war der verantwortliche Führer der Expedition, ich durfte diesem Gesindel kein Zeichen der Furcht geben, und außerdem würde mein Nichterscheinen dem Lamido nur einen willkommenen Grund zur Verschleppung der Angelegenheit gegeben haben. In der Palaverhalle, beim düsteren Scheine eines Holzfeuers, umgeben von den mich feindselig anblickenden Kapullahs, traf ich den Lamido, und mit bärren Worten theilte er mir seinen Entschluß mit. Da er sowohl mit dem Emir von Jola als mit dem Lamido von Ngaundera auf gespanntem Fuße lebe, während

er nicht, daß ich dahin zöge, um so mehr, als ich ja beide Klänge von Romeru zu Bajfer viel leichter erreichen könne. Uebrigens sei die Tradition seiner Vorfahren die, seinen Weifen durch ihr Gebiet ziehen zu lassen, denn dieser brächte ihnen Unglück, und deshalb müßte ich denselben Weg, den ich gekommen, wieder zurückgehen. Da ich aber nun die letzten Geschenke für die Fürsten nicht mehr nötig hätte, hätte er mich, einen Theil derselben, wie auch die Hälfte meiner Gewehre und Patronen ihm zu überlassen. Diese unverkündete Forderung wies ich entschieden zurück; während ich mich einverstanden erklärte, ununterrichteter Dinge wieder heimzuziehen, stand doch mein Entschluß schon lange fest. Es war mir ja vollkommen klar, daß es mir nicht gelingen würde, auf friedlichem Wege aus diesem Häubernetze zu entkommen, und so sah ich mein einziges Heil in einem Uebergang zu den Mandiungolos.

Auf den ersten Blick mochte sich auch die Sache absolut nicht so schwierig ansehn, denn nicht weiter als 300 m war der Wald entfernt, dessen Erde bis etwa 50 m an die Befestigungen von Ngambe herangereichte, aber trotzdem war die Ausführung doch sehr schwierig. Ich mußte von Anfang an damit rechnen, von den Mandiungolos als Feind betrachtet zu werden, da es, wie die Verhältnisse lagen, absolut ausgeschlossen war, ohne Alles zu verderben, mich mit ihnen ins Benehmen zu setzen; dann hatte ich aber auch mit meinen Reuten zu rechnen. Ich hatte keine Soldaten, welche den Fahnenreiz gleichworn hatten, sondern nur eine Anzahl furchtsamer Träger und knapp gebrillter Soldaten, welche sich eben von den Ersten nur dadurch unterschieden, daß sie statt der Last Gewehre trugen. Wollte ich diesen Gewaltstreich wagen, so mußten mir diese Leute vertrauensvoll folgen, und das war vor Allen der Grund, warum ich jetzt erst den Schritt unternahm und die Reihe von Demüthigungen, welche uns in Sanjerni widerfuhr, ertrug. Ich war mir der Verantwortlichkeit dieses Wagnisses wohl bewußt, doch hatte ich stets das Ziel im Auge, nach vorwärts zu kommen, und nur erst nach erster Ueberlegung war ich überzeugt, daß mir kein anderer Ausweg blieb. Der Nüchternmarsch von Sanjerni nach Nelo und Ngila wäre einer allmählichen Auflösung der Expedition gleich gekommen, denn nirgends wäre es mir möglich gewesen, in diesen Hungergegenden Proviant zu beschaffen, und Niemand würde uns aufgenommen haben, da vorausgeleitete Gefährde des Lamido dies überall verboten hätten, und so wäre denn uns folgenden Gegner kampfs- und mühelos unsere ganze Habe in die Hände gefallen. Deshalb mußte ich bis jetzt laviren, nun aber handeln.

Glücklich daselbst angelangt, theilte ich Häring meinen Entschluß mit, und auch er war meiner Meinung, daß nun das Maß unserer Nachgiebigkeit voll sei, und so wurde der Nüchternmarsch auf den nächsten Tag festgesetzt. Ich hielt es für besser, um das

Geheimniß zu wahren, nur die Lagoleute in meinen Plan einzubeziehen, da ich riskiren mußte, Cornelius möchte durch einen seiner Landsleute davon erfahren und es unseren Feinden mittheilen. So brach denn der Morgen des 27. Mai an. Ein dichter Nebel lag noch über der Landschaft und benahm uns die Aussicht selbst auf unseren nächsten Richtungspunkt. Als um 5 Uhr die Expedition marschbereit stand, umgeben von den neugierig gaffenden Eingeborenen, welche uns theilweise höflich zusahen, mochten sie doch nur zu sicher glauben, daß wir auch heute ebenso wenig wie früher den Ort verlassen würden. Die Führer, welche uns der Lamido versprochen, waren ebenso wenig erschienen wie Cornelius, der es wohlweislich vorgezogen hatte, sich mir unter dem Schutze der Kapullahs zu entziehen. Endlich um 5<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr brach die Sonne durch, und der Nebel begann zu weichen. Nun ließ ich die Lasten aufnehmen und setzte mich an die Spitze in der Richtung gegen den Busch, welcher uns von der Fenz von Ngambe trennte, da ich nicht den über freies Feld gehenden, allerdings näheren Weg wählen wollte. Der verbüßtesten Volksmenge schickte Premierlieutenant Häring, der mit den Soldaten den Schluß bildete, eine Salve über die Köpfe, um ihnen den Ernst der Situation begreiflich zu machen. So ging es durch dichten, unwegsamen Busch, bis wir nach etwa 20 Minuten eine Lichtung erreichten und uns nur kaum 20 m vor den Befestigungen von Ngambe befanden. Kam mir ich jedoch mit der Spitze der Expedition aus dem schützenden Busch heransgetreten, als das hundertstimmige Kriegsgeschrei der Mandiungolos erscholl, und zugleich überschüttete uns ein Pfeilhagel und wurden gleichzeitig mehrere Gewehrschüsse abgegeben, von denen einer den neben mir gehenden Nuso am Bein verwundete. Das, was eigentlich zu erwarten war, war eingetroffen. Die Mandiungolos, welche selbstverständlich glauben mußten, daß wir mit den Tibatis kämen, um sie anzugreifen, hatten die Befestigungen stark besetzt und wollten sich auf kein Unterhandeln mit uns einlassen. Ich zog nun die ganze Expedition innerhalb des Randes des Busches zusammen; die Entfernung von der Fenz war kaum 50 m, so daß wir bequem hinüberufen konnten. Von Zeit zu Zeit ertönte ein Schuß aus derselben, oder es verloren sich einige Pfeile zu uns. Indessen war ein des Haujos kundiger Mann auf der Mauer erschienen, und nun begannen wir mit diesem zu verhandeln. Doch schienen diese Unterhandlungen wenig Erfolg zu versprechen. Die Mandiungolos riefen uns zu, wir sollten dahin gehen, woher wir gekommen wären, sie wollten mit uns nichts zu thun haben; auch ihr König, der ziemlich weitab von diesen Befestigungen lag, ließ mir nach längerer Zeit sagen, ich müsse zurück, er wünsche keine Gemeinschaft mit uns zu haben.

Die Situation wurde immer bedenklicher, ich kann sagen, es war die peinlichste während der ganzen Expeditionszeit. Alles war auf einem ganz kleinen

Raume zusammengedrängt, die jurchsfamsten Träger schon bereit, die Lasten wegzumerzen, und während wir die als Wachen ausgestellten Soldaten zu öfteren Malen wieder eigenhändig auf ihre Posten befördern mußten, zeigten sich hinter uns schon Tibatienteute, welche nur durch unsere auf sie gerichteten Bewehrung in respektvoller Entfernung gehalten wurden; ich muß sagen, ich war auf Alles gefaßt und zu Allem bereit. Indeß verlegte sich auch Amaluma auf Unterhandlungen. Unter ihm vollkommen überraschender Schritt hatte ihn äußerst beßürzt, und so sandte er uns einen Inallahschef, mit dem ich stets sehr freundschaftlich verkehrt hatte, sowie den Dolmetscher Agias und einen handeltreibenden Lagosmann, welche uns bewegen sollten, doch wieder zu ihm zurückzukehren. Er sandte Eßzen und Bier für die Leute und einen Eisenbeinzahn für mich und ließ uns bei Allah beschwören, doch nicht zu seinen Feinden zu gehen, er wolle uns ja nur gern überallhin Geleit geben. Ich zog hier die Verhandlungen in die Länge, indeßjen Maja mit den Mandiongalos palaverte. Endlich war es seiner Beredbarkeit gelungen, alle Zweifel der mißtrauischen Leute zu beheben, und der König ließ mir sagen, er wolle mir Leute senden, welche uns längs der Westküsten entlang führen und einen Lagerplatz anweisen sollten. Doch dürfte die Expedition die Stadt nicht betreten, mich würde er jedoch mit kleinem Gefolge gerne empfangen. Auf dieje selbstverständliche Bedingung ging ich mit Freuden ein, und wir hatten nun den Kopf aus der Eschlange und waren dem Häuberschäupfling von Tibati entkommen.

(Fortsetzung folgt.)

## Marshall - Inseln.

Bericht des Kaisers. Landeshauptmanns der Marshall-Inseln über eine Reise nach einer Reihe von Inseln des Schutzgebietes.

Am Dienstag den 14. August 1894, nachmittags 5 Uhr, besuchte ich mich in Begleitung von zwei Landesbeamten des Schutzgebietes, des Regierungsarztes Assistenzarztes 1. Klasse Dr. Steinbach und des Polizeimeisters Kapitän's Reiber, an Bord des Dampfers „Archer“ ein, um zunächst die Insel Ramoril zu besuchen. Am Morgen des 15. August kam die Insel, deren Lagune, rings von hohen Korallenmauern umgeben, für Seeschiffe unzugänglich ist, in Sicht. Die Landung wurde mittelst eines Brandungsbootes über das vorgelagerte Korallenriff ausgeführt. Ramoril, das dem in Jaluit wohnenden Häuptling Nelu gehört, macht mit seiner üppigen Vegetation, der Fülle junger Palmbäume und mit seinen wohlgepflegten Wegen einen sehr günstigen Eindruck auf den Besucher. Es

befinden sich dort zwei Handelsstationen der Jaluit-Gesellschaft und eine der neuseeländischen Firma Henderson & Macfarlane.

Ramoril und Ebon gelten noch heute als die bevorzugtesten Niederlassungen der amerikanischen Mission des Dr. Pease in den Palisik; seine Vorgänger haben selbst in dem benachbarten Ebon lange gelehrt und von dort aus die gesammte Missions-thätigkeit in den Marshall-Inseln geleitet. Erst angeleitet durch die Schönheit und wunderbare Fruchtbarkeit Kuaiaes, haben sie es im Jahre 1875 verlassen.

Nachdem einige Schuldangelegenheiten erledigt worden waren, wurde am anderen Morgen (16. August) 5 Uhr die Weiterreise nach dem Atoll Ebon angetreten, wo „Archer“ gegen 2 Uhr mittags innerhalv der Lagune vor Anker ging. Die Ein-sahrt in die Lagune ist wegen des überaus engen Fahrwassers und des reisenden Stromes, der sieben englische Meilen in der Stunde, also so viel wie ein kleiner Seedampfer läuft, eine besonders schwierige. Hat man aber diese gefährliche Passage hinter sich, so bietet das ruhige, kristallklare und dabei bergtiefe Meer zur Entschädigung dafür einen überaus schönem Blick auf die Wunderwelt des Korallenbaues. Der Hafen Ebons selbst hält schon wegen seines gefährlichen Einganges den Vergleich mit demjenigen von Jaluit nicht aus, ganz abgesehen davon, daß die centrale Lage des Jaluit-Atolls dajelbst die Hauptniederlassung für eine Handelsgesellschaft besfürwortete. Sonst freilich vernag sich Jaluit mit Ebon nicht zu messen. Die Insel Ebon ist un-jtreitig die fruchtbarste und reichste Inselgruppe der Palisik. Das Land ist schon früher und besonders in den letzten Jahren von dem Häuptling Titotwa, der sich in dessen Besitz mit dem Häuptling Nelu theilt, systematisch mit jungen Kolosnussbäumen der größten Fruchtforte bebaut worden. So ist es gekommen, daß Ebon, obgleich es zu den kleinsten Atollen der Marshall-Inseln gehört, im letzten Jahre den höchsten Kopraertrag, nämlich 812547 englische Pfund, also beinahe doppelt so viel als der ganze Jaluit-Atoll, geliefert hat. Die Inselgruppe liefert den Beweis, daß die Ertragsfähigkeit der Marshall-Inseln an Kopra noch um ein Bedeutendes gesteigert werden könnte, wenn Neukulturen von Kolosnusspalmen eifriger betrieben würden.

Der Häuptling Titotwa ist einer der wenigen Großgrundbesitzer in der Marshall-Gruppe, der zur klaren Einsicht darüber gekommen ist, daß der hier übliche „Raubbau“ der Kopra auf die Dauer nicht zur Vergrößerung der Kopraernte beitragen kann, und daß seine persönlichen Einnahmen im fortschreitenden Verhältnisse zu den Neukulturen von Kolosnussbäumen seines Landes stehen. Mit un-verkennbarer Genugthuung zeigte Titotwa seine Bananen- und Taropflanzungen, die er in einer fruchtbaren Niederung angelegt hat und durch Gräben